

Zeitschriftenschau.

Philosophische Zeitschriften.

Archiv für die gesamte Psychologie. Herausgegeben von
W. Wirth. Leipzig 1925, Akad. Verlags-Gesellschaft.

51. Bd., 1. und 2. Heft: E. Fauth, Tastuntersuchungen an Schulkindern nach der Methode des fortlaufenden Addierens. S. 1.

„Die mittlere Additionsleistung ändert sich mit dem Klassenalter derart, dass sie erst schnell, dann immer langsamer einem Höchstwert im Sinne etwa der logarithmischen Kurve zustrebt“. „Aus unserer Untersuchung ergibt sich, dass das männliche Geschlecht wenigstens für das Addieren und damit aber — was auch von erfahreneren Schulmännern bestätigt wird — für die anderen Grundrechnungen besser beanlagt ist.“ Die Mädchen haben die grösseren Fehlleistungen. Qualitativ und quantitativ stehen sie hinter den Knaben zurück. Die Stadtkinder haben mehr Fehlleistungen als die ländlichen; der Grund ist in der grösseren Ablenkung in der Stadt zu suchen. „Je besser die Schulnote, desto geringer sind die Rechnungsfehler.“ Zwischen der Leistungsfähigkeit im Rechnen und der Entwicklung der anderen psychischen Fähigkeiten besteht eine Uebereinstimmung. Es ist festgestellt der eindeutige Zusammenhang zwischen Schulnoten und quantitativer Minderung wie qualitativer Verschlechterung. — **Jos. Wittmann, Beiträge zur Analyse des Hörens bei dichotischer Reizaufnahme. S. 21.** E. H. Weber schreibt über das Taschenuhrphänomen: Wenn ich zwei Taschenuhren, deren Schlag nicht genau die gleiche Geschwindigkeit hat, nahe vor ein Ohr halte, so dass der Schlag nur durch dieses und nicht durch das andere Ohr gehört wird, so unterscheide ich die Perioden, wo die Schläge zusammenfallen, von den Perioden, wo die Schläge der einen zwischen die Perioden der anderen fallen und kann sie als einen sich wiederholenden Rhythmus auffassen. Halte ich dagegen vor jedes Ohr eine Uhr, so nehme ich zwar wahr, dass die eine geschwinder schlägt als die andere, kann aber jenen Rhythmus nicht auffassen. Der Vf. fand: „das Phänomen des Wanderns des lokalisierten Zusammenschlages (Richtung und Ort) beider Uhren hängt ab von der positiven oder negativen Zeitdifferenz und von der Intensitätsdifferenz der einen Zusammenschlag bildenden Schläge.“ „Die Lokalisation dichotischer Schläge“

tisch gehörter Dauertöne hängt ebenso von der Differenz der Gesamtintensitäten der Schwingungen wie von der Zeitdifferenz gleicher Phasen ab.“ — **F. Kiesow, Ueber den Wettstreit der Sehfelder bei Bedeckung des einen Auges und der Begriff des Unbemerkten. S. 123.** Purkinje beschreibt das nach ihm benannte Phänomen: Wenn ich bei bedecktem rechten Auge das linke, welches schwach und fernsichtig ist, einige Minuten lang gegen eine lichte Fläche fixiere, so entsteht bald ein Kampf zwischen der Sichtbarkeit der Gesichtsfelder beider Augen. Die Aufmerksamkeit kann sich nicht dauernd im Gesichtsfelde des linken halten und springt, so oft die Willenstätigkeit nachlässt, ins rechte Auge, dessen Gesichtsfeld sich dann als eine Finsternis vor den zu sehenden Gegenstand schiebt. In diesem bemerke ich nun ein Gewimmel von kleinen weissen Pünktchen, die sich in Wirbeln bewegen und endlich bei länger fortgesetztem Schauen mit dem linken Auge in ein flackerndes homogenes Dauerlicht übergehen. Die Erklärung liefern zwei Prinzipien: 1. Das bei der binokularen Mischung hervortretende Prinzip der Verschmelzung und das dem Wettstreit und den Verdrängungserscheinungen zu Grunde liegende Prinzip der Selbständigkeit. Der lichte Eindruck ist gegenüber dem dunklen des geschlossenen Auges von solcher Stärke, dass er den letzteren verdrängt. Trotzdem verschwindet dieser nicht vollständig aus dem Bewusstsein, sondern macht sich durch eine leichte Beschattung des ersteren geltend. Vf. widerlegt die Einwürfe von Driesch gegen das Unbewusste, und andere, die nur Unbemerktcs gelten lassen wollen. Unrichtig ist, was Driesch behauptet, Unbemerktcs und Unbewusstcs seien identisch. Das Unbemerktcs setzt ein Vorhandenes voraus, das Unbewusstcs nicht. — **H. Schriever, Ueber die Gültigkeit des Weberschen Gesetzes im Gebiete des Drucksinns bei möglichst verhinderter Reizausbrcitung. S. 136.** 1. Beim Uebergang von grossflächiger zu kleinflächiger Reizung steigen die Schwellenwerte an. 2. Die absoluten Unterschiedsschwellen zeigen mit zunehmender Reizstärke nahezu einen proportionalen Anstieg. Die relativen nehmen erst schnell, dann immer langsamer ab. 4. Für Schmerzreize zeigt sich keine Besonderheit. 4. Das Webersche Gesetz gilt für den einzelnen Druckpunkt. 5. Darum ist die gewöhnliche Formulierung desselben zu eng. — **G. Anschütz, Untersuchungen zur Analyse musikalischer Photismen. S. 155.** 1. Die musikalischen Photismen lassen, obwohl sie sich durch viele Qualitäten, durch die Art der sie bedingenden Reize und durch den Grad ihrer Abhängigkeit von zentralen Faktoren von den gewöhnlichen optischen Inhalten unterscheiden, bis ins einzelne hinein Gesetze erkennen, die das gewöhnliche Sehen beherrschen. 2. In den musikalischen Photismen finden sich selbst solche Elemente des Hörens übertragen in optische oder diesen verwandte Qualitäten wieder, die einer akustisch-musikalischen Analyse entweder gar nicht oder nur indirekt zugänglich sind.

3. und 4. Heft: O. H. Mergelsberg, Der Satz von der Ausschliesslichkeit der Empfindungsgrundlage. S. 273. Lindworski stellte zuerst den Satz auf: Was immer wir von den äusseren Dingen wissen, wissen wir ausschliesslich auf Grund von Empfindungen. Da er aber auf Allgemeingültigkeit noch nicht geprüft wurde, unternimmt dies sein Schüler in Abhängigkeit von seinem Lehrer z. T. mit dessen eigenen Ausführungen. Als Ergebnis glaubt der Vf. hinstellen zu können: „Den Satz: Was immer wir von der Dingwelt wahrnehmen, das erfahren wir nur auf Grund anschaulicher Sinnesinhalte, sind wir berechtigt, eben wegen seiner allgemeinen Durchführbarkeit nach dem gegenwärtigen Stande der empirischen Psychologie, als Ausdruck einer Gesetzmässigkeit im Aufbau unseres Bewusstseins aufzufassen und ihn deshalb als den Satz von der Ausschliesslichkeit der Empfindungsgrundlage zu bezeichnen.“ — **H. Kleint, Ueber den Einfluss der Einstellung auf die Wahrnehmung. S. 337.** 1. Auf Grund einer bestimmten Einstellung lassen sich in weitem Umfange experimentell optische Illusionen erzeugen. 2. Es konnte die Beteiligung einer Reihe objektiver und subjektiver Faktoren beim Zustandekommen der Illusionen festgestellt werden. Sie traten auch auf bei gespannter Aufmerksamkeit und relativ langer Beobachtungsdauer. 3. Die Illusionen sind in ihrem Auftreten von der Art der zu Grunde liegenden Gegenstände abhängig. 4. Unter verschiedenen Bedingungen ist die Verteilung der Anzahl der Illusionen auf die einzelnen Versuchspersonen eine verschiedene. Die Versuchspersonen, die am meisten bzw. am wenigsten Illusionen erleiden, sind nicht dieselben, wenn die Erzeugung der Illusionen mit verschiedenen Methoden geschieht. 5. Die Zahl der Illusionen ist bei den einzelnen Versuchspersonen ausserordentlich verschieden und hängt z. T. von intellektuellen Fähigkeiten ab. 6. Bei gewissen Figuren, die zwei verschiedene Auffassungen erlauben, hängt die Art der Auffassung von der Einstellung ab. — **A. Pauli und N. Wenzel, Experimentelle und theoretische Untersuchungen zum Weber-Fechnerschen Gesetz. S. 399.** Ein strenger Nachweis des Weberschen Gesetzes im Sinne einer durchgängigen Konstanz der relativen Unterschiedsschwelle ist nicht zu führen, wohl aber kann — verglichen mit seitherigen Angaben — eine weitgehende Annäherung festgestellt werden. Die Brauchbarkeit der Gleichung: $\frac{dR}{R}$ ist damit gesichert. So weit Abweichungen aufgetreten sind, können sie durch störende Nebenumstände erklärt werden. Verschiedenheit der Weberschen Konstanten bei verschiedener Erregungsart ein und derselben Empfindungsqualität (Rohrzucker und Saccharin) spricht gegen eine psychologische Deutung des Gesetzes. Der Zusammenhang des Weberschen Gesetzes und des Relativitätssatzes kann hergestellt werden durch mathematische Gleichung. Ob man diesen Zusammenhang als einen inneren gelten lässt oder an der Bezeichnung einer Analogie festhalten will bis zur Klärung der Elementarprozesse selbst, ist schliesslich Auffassungssache, eine unerklärbare, bloß

formale Analogie liegt wohl nicht vor. Das Relativitätsgesetz lautet: Die messbaren Abhängigkeitsbeziehungen, die im Bereiche der körperlichen wie geistigen Reizbeantwortungs- und Wachstumsvorgänge auftreten, tragen in weitem Umfange einen einheitlichen Charakter, d. h. eine biologische Grösse der genannten Art ändert sich mit der Variablen derart, dass sie zuerst schnell, dann erheblich langsamer einem empirischen Höchstwert zustrebt, im Sinne etwa der logarithmischen Kurve. — **A. Jakob, Die Entstehung und Verwendung der Begriffe. S. 495.** Bei der Wahrnehmung eines unbekanntes Wortes und Figuren werden Gefühle ausgelöst. Das einheitliche Gefühlserlebnis tritt als Repräsentant für die noch nicht beherrschte und geordnete Mannigfaltigkeit in den Figuren in den Vordergrund. Durch seine Bezeichnung und Zuordnung zu dem Namen der Reihe wird ein Bedeutungsinhalt geschaffen. Sodann wird zum ersten Male der Bedeutungsinhalt in Anlehnung an die Figuren zu erreichen versucht. Der allgemeine Eindruck, den die Figuren hinterlassen haben, ist bezeichnet worden. Die Reproduktion der Bezeichnung führt mit den dabei auftretenden Gefühlen zum Verständnis des Wortes. Ein weiterer Weg zum Begriffswort führt über die Betrachtung gleicher Teilinhalte. Nach ihrer Heraushebung und Zusammenfassung wurden sie zumeist wieder in der Signal- oder Charakterfigur festgelegt. Durch eine bevorzugte Beachtung der Teilinhalte erhält das vorher sinnlose Wort bei seiner späteren Verwendung sinnerfüllenden Inhalt. Eine Menge anderer Begriffbildungstheorien findet der Vf. einseitig. So die Möglichkeitstheorie, die Verdichtungstheorie, die Abstraktionstheorie, die Unterscheidungs-, Assoziationstheorie, die Theorie von Lindworski und Bübler, nach denen der Begriff die Summe der Sachverhalte ist. Alle bilden nur Teilvorgänge des Begriffserlebnisses. — Literaturberichte.

Annalen der Philosophie und philosophischen Kritik.

Herausgegeben von H. Vaihinger und R. Schmidt. Verlag von F. Meiner, Leipzig.

5. Band (1925), Heft 1 und 2: H. Driesch, „Physische Gestalten“ und Organismen. S. 1. Wolfgang Köhler hat in seinem Werke *Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand* und einige Jahre danach in einer Schrift *Gestaltprobleme und Anfänge einer Gestalttheorie* den Versuch gemacht, die Phänomene des Organischen dadurch ihrer Sonderstellung zu entkleiden, dass er ihre wesentlichste Eigentümlichkeit, nämlich alles, was mit Ganzheit und Ganzheitsbezogenheit zusammenhängt, bereits im Bereiche der unbelebten Natur als existierend nachweisen zu können meint. Dieser Versuch ist aber misslungen, da Köhler die Begriffe *Und-Verbindung*, *Einheit* und *Ganzheit* nicht sachentsprechend scheidet und bloße Wirkungseinheiten für Ganzheiten nimmt. Köhler hat im Rahmen der physikalisch-chemischen Natur nichts aufgezeigt, was nicht *summativ* (d. h. zwar einheitlich, aber nicht ganzheitlich) wäre.

J. Schultz, Das Möglichkeitsbewusstsein und die Menschwerdung. S. 12. Das Wort „Möglichkeit“ ist vielsinnig. Man muss vor allem unterscheiden die problematische, die systematische und die dynamische Möglichkeit. Von besonderer Bedeutung für das menschliche Geistesleben ist die Kategorie der dynamischen Möglichkeit. Diese entquillt dem Erlebnis der Spannung, das sich einstellt, wenn unsere Innervation durch eine Gegeninnervation gehemmt wird. Was wir dabei erleben, drückt die Sprache des Alltags durch das Verbum „können“ aus: „ich könnte“. Nur in diesem „Wir könnten“ werden wir uns der Spannung jeweils bewusst. Da der Hemmungsinstinkt vielfach lebensfördernd ist und deshalb beständig geübt wurde, wuchs auch seine seelische Entsprechung, das „Ich könnte“ zur beständigen Begleitmelodie des Bewusstseins: zur Kategorie. Als solche nennen wir sie die dynamische Möglichkeit. Dieses „Ich könnte“ verknüpft sich mit Inhalten unseres Wahrnehmens und Vorstellens als Kraftbewusstsein und mit unserer aufmerkenden, denkenden und wollenden Tätigkeit als Erlebnis der Freiheit. Das „Ich könnte“ sprengt die Schranken der tierischen Umwelt und weitet das menschliche Weltbild ins Unermessliche. — **H. Driesch, Max Hartmanns Stellung zum vitalistischen Problem. S. 33.** Der Vf. wendet sich gegen die Einwände, die Max Hartmann in seinen Reden *Biologie und Philosophie* gegen den Vitalismus gerichtet hat. Hartmann schliesst sich dem Neukantianismus der Marburger an, ist also dogmatischer Mechanist. Alles, was er gegen meinen Vitalismus vorbringt, ist von mir schon im voraus widerlegt, und zwar in seiner ausdrücklichen Besonderheit. **K. Sapper, Einheitliche Naturauffassung. S. 36.** Der Begriff der Kraft ist aus den Erfahrungen des Wollens und Handelns abgeleitet. Darum liegt es nahe, eine Gleichartigkeit von dem, was wir als das beharrlich Wirkende in uns vorfinden und dem, was wir als beharrlich Wirkendes ausser uns annehmen, also von Willen und Kraft zu postulieren. Ich habe um die Wesensgleichheit von Wille und Kraft zu bezeichnen, für beide den Begriff der „Entelechie“ gebraucht. Machen wir diese Hypothese, so brauchen wir zur Erklärung der Eigentümlichkeiten des Lebens (Formbildung, Form-erhaltung, Formfortpflanzung) keine neuen „supramateriellen“ Kräfte. Während wir in den Bildungen der leblosen Natur das Produkt der Wechselwirkung wesentlich gleichwertiger Entelechien haben (Summationsphänomene), haben wir in den Gebilden der lebendigen Natur das Produkt des Wirkens überlegener Entelechien, welche andere in ihren Dienst zu zwingen, sie zu „assimilieren“ vermögen. Lebewesen sind zentralisierte Gebilde, die eben darum in ganz anderem Maße als irgend ein Gebilde der leblosen Natur Wirkungseinheiten sind. Der Gegensatz von Leib und Seele erscheint dann insofern aufgehoben, als die Seele als Zentralentelechie, der Körper als ein von ihr beherrschtes System von Entelechien aufgefasst werden muss. — **W. Dieck, Die Paradoxien der Mengenlehre. S. 43, H.**

Weyl hofft der Widersprüche im Bereich der Mengenlehre durch eine sorgfältige Kritik der Grundlagen Herr zu werden. Demgegenüber neige ich zu der Auffassung, dass in den Paradoxien der Mengenlehre die „Geburtsfehler“ des menschlichen Denkens überhaupt zu Tage treten, an denen auch die ausgezeichnetste Kritik und Sichtung der mathematischen Begriffe nichts ändern kann. Schon der Begriff der Menge, der Einheit und Vielheit zu vereinigen sucht, ist widerspruchsvoll, dasselbe gilt vom Unendlichkeitsbegriff. Die Vorstellung der Totalität einer unendlichen Reihe ist mit einem Widerspruch behaftet. Verschiedene Sätze der Mengenlehre muten unserem Denken Unmögliches zu. Das beweist aber nichts gegen die Folgerichtigkeit der Mengenlehre; es zeigt nur, dass unser Denken gesetzmässige Widersprüche in sich schliesst, die unter besonderen Umständen auffällig in die Erscheinung treten. — Literaturberichte S. 1, 33.

Divus Thomas. Commentarium de philosophia et theologia. Directio: Collegio Alberoni, Piacenza. Administratio: Casa Editrice Pietro Marietti, Torino.

1925, Nr. 1 et 2: S. Bersani, Principium causalitas et existentia Dei. p. 7. Die fünf Wege der Gotteserkenntnis, welche Thomas anführt, sind nur fünf Anwendungen des Syllogismus: Jede Wirkung hängt ab von einer Ursache; nun aber sind die Welt Dinge Wirkungen, also gibt es eine Ursache der Welt. Weitere Gottesbeweise gibt es nicht. Die Beweise, die man aus dem Pflichtbewusstsein, dem Glückseligkeitsstreben, der Weltordnung, dem Entropiegesetz, dem Ursprung des Lebens, den Wundern usw. zu führen sucht, sind teils unrichtig, teils überflüssig. — **Fr. L. Urbano, Einstein y Santo Tomas. Las Teorias relativistas acerca del tiempo y las doctrinas del Angelico Doctor. p. 26.** Der Verfasser will zeigen, dass zwischen der Zeitlehre Einsteins und der Zeitlehre des hl. Thomas Harmonie besteht. Er stellt zunächst die Objektionen zusammen, die man gegen die Relativitätstheorie erhoben hat und legt dann diese Theorie selbst dar. Ein weiterer Artikel soll die Lehre des hl. Thomas darlegen, die Uebereinstimmung zwischen Thomas und Einstein dartun und die zu Anfang erhobenen Einwände widerlegen. — **P. Geny, De doctrina hylemorphica. p. 65.** An die Stelle des alten Hylomorphismus, der sich auf die substanzialen Veränderungen stützte, hat man einen neuen gesetzt, der in der anorganischen Welt keine substanzialen Veränderungen annimmt, aber trotzdem die letzten Bestandteile der Körper aus Materie und Form zusammengesetzt sein lässt. Diese neue Form des Hylomorphismus hat von der Physik nichts zu fürchten, ist aber mit den grössten philosophischen Schwierigkeiten belastet. Man muss darum zur alten Form zurückkehren und die damit verbundenen physikalischen Schwierigkeiten in der Weise lösen, wie es P. Gredt getan hat. — **R. Petrone, La relativita di Einstein e la metafisica. p. 105.** Die Auffassung des Aristoteles steht

nicht im Widerspruch mit der Lehre Einsteins bezüglich der bloß relativen Gleichzeitigkeit. Darum glaube ich, dass die philosophischen Fundamente der Einsteinschen Lehre Bürgerrecht in der Metaphysik des Stagiriten und des hl. Thomas erhalten können. — **R. Petrone, L'ipotesi scientifica del discontinuo e la metafisica. p. 286.** Die Naturphilosophie darf sich nicht auf die vulgäre Erfahrung allein stützen, sie muss auch, und zwar in besonderem Maße, die wissenschaftliche Erfahrung d. h. die Experimente der Naturforscher heranziehen. Diese beweisen aber, dass die Stetigkeit, die uns die Sinne zeigen, eine Sinnestäuschung ist. Das wahre Kontinuum ist nach dem heutigen Stand der Wissenschaft das Elektron. Damit ist der aristotelische Begriff des Kontinuum hinreichend gerechtfertigt. — **G. Calà Ulloa, Intorno alla „Gnoseologia dell' Atto come fondamento della filosofia dell' Essere“ del Professor Zamboni. p. 304.** Nach Zamboni hat alle Verstandeserkenntnis ihren Ursprung in der Selbstgegenwart des Subjektes. Indem das Subjekt zunächst seine eigene Realität erfasst, ist es imstande, den Begriff des Seins zu bilden, um ihn sodann auf die Dinge ausser der Seele anzuwenden. Diese Lehre widerspricht der Auffassung des hl. Thomas und ist in sich unhaltbar. Die Realität des Subjektes ist wegen ihrer Verbindung mit der Materie nur ein intelligibile in potentia und wird darum nicht ohne weiteres erkannt. Auch entspricht es der Natur des Menschen als eines geistig-körperlichen Wesens, dass sich sein Erkennen nicht ohne die Hilfe der Sinne vollzieht. Darum ist das ersterkannte Objekt nicht die Realität des Subjektes, sondern das Intelligibile in den sinnlichen Dingen. Auch die Lehre Zambonis vom intellectus agens steht im Widerspruch mit der Lehre des Aquinaten und dem objektiven Sachverhalt. — **P. A. M. Pirotta, Nota psychologiae rationalis. p. 329.** Gegenüber der Auffassung P. Petrones, dass die vernünftige Seele nicht als solche, sondern nur als sinnliche Seele die substanziale Form des Körpers sei, ist mit Aristoteles, Thomas und allen Thomisten daran festzuhalten, dass die vernünftige Seele formaliter als vernünftige Seele und nicht nur entitative wegen ihrer Identität mit der sinnlichen den menschlichen Körper informiert. — **M. R. Petrone, In caput superius. p. 338.** Petrone wendet sich gegen die vorstehenden Ausführungen Pirottas. Die Argumente Pirottas zeigen nur, dass die vernünftige Seele die Form des Körpers ist, beweisen aber nicht, dass sie dies als vernünftige Seele ist. Die Berufung Pirottas auf Thomas, Cajetanus und Petrus Olivi ist verfehlt. — **M. Cordovani, Soggettività e immanenza nel Sistema di Logica come teoria del conoscere. p. 346.** Die Philosophie Gentiles läuft auf einen absoluten Panlogismus hinaus. Alle Realität löst sich auf in den Akt des Denkens. Sein ist Erkennen. Wenn Gentile vom Realismus sagt, dass er sein Haus verlassen und den Schlüssel und darum die Möglichkeit der Rückkehr verloren habe, so können wir ihm erwidern, dass er sich in sein Haus eingeschlossen hat, sich für

Gott hält und ruff: „Der Widerspruch ist das Leben des Denkens“. — Ephemeredum Summarium. p. 134, 365. — Operum iudicium. p. 165, 393.

Kantstudier. Philosophische Zeitschrift, begründet von Hans Vaihinger. Mit Unterstützung der Kant-Gesellschaft herausgegeben von P. Menzer und A. Liebert. Verlag von R. Heise (Pan-Verlag) Berlin.

XXX. Band (1925), Heft 1 und 2. E. Jaensch, Alois Riehl.
Der Mann und das Werk. S. III. Riehl, der an der Schwelle des neunten Lebensjahrzehnts dahin geschieden ist, hatte sich so wenig überlebt, dass man weit eher sagen könnte, er habe zu früh gelebt und hätte jetzt erst recht weiter leben sollen. Er hatte erkannt, dass die Philosophie nur im engsten Bunde mit den Einzelwissenschaften ihrer Aufgabe gerecht werden kann. Der Unterschied der philosophischen von der einzelwissenschaftlichen Behandlung der Gegenstände liegt nicht in einer grundsätzlichen Verschiedenheit der Methode, sondern in der Auswahl der Probleme. Es gibt im Gesamtbereich der Wissenschaft gewisse zentral gelegene Problemgruppen, deren Bearbeitung weite Gebiete unseres Einzelwissens, ebenso unserer Kultur und unseres Lebens in einem neuen Lichte erkennen lässt. Der Zug zu diesen Problemen hin ist das unterscheidende Merkmal des philosophischen Geistes. Die enge Verbindung der Philosophie mit den Einzelwissenschaften, die zu allen Zeiten eine Vorbedingung ihrer Blüte gewesen, war in der Zeitspanne, in welche das Wirken von Al. Riehl fällt, zerrissen. Philosophie und Einzelwissenschaft verstanden einander nicht mehr. Indem Riehl für ein neues Bündnis eintrat, war er der Hüter einer grossen Tradition und der Wegbereiter für kommende Zeiten. Hierin liegt seine besondere Bedeutung. In der Kantforschung hat sich Riehl ein bleibendes Verdienst erworben durch die scharfe Herausstellung der realistischen Denkelemente bei Kant, also alles dessen, was sich auf die Lehre bezieht, dass es jenseits des Bewusstseins ein Reales gibt, von dem das empirisch gegebene Weltphänomen Erscheinung ist. Der Kantische Kritizismus bedarf, wie die Ergebnisse der Psychologie und Psychophysiologie zeigen, einer Umbildung im Sinne des kritischen Realismus, wie ihn Riehl vertreten hat. — **B. Heimann, Zur Struktur des indischen Denkens. S. 1.** Das indische Denken ist bis in all seine besonderen Disziplinen hinein in indischer Umwelt verankert. Es geht aus von der Grundanschauung, dass alle Naturteile mit Einschluss der Menschen gleichartig und gleichwertig sind. Daraus ergibt sich die prinzipielle Anschaulichkeit indischen Denkens, daraus das Nebeneinander als Anschauungsform und so das Verschwinden des Einzelnen in der Fülle des Nebeneinander, des Individuellen im Typischen (kosmogonische Urstofflehre), ferner daraus wieder die Betrachtung aller Dinge unter dem Gesichtspunkt der quantita-

tiven Unendlichkeit in Raum und Zeit, eine Vorstellung, gewonnen aus der Anschauung der Summierung der unendlich vielen Individuen nebeneinander (Wiedergeburtstheorie, Welt-Emanation und -Resorption, Karmalehre), ferner die Einheitlichkeit und Allbezogenheit jedweden Dinges und endlich eine Wertschätzung jedweden Individuums als gleichberechtigten Teiles des Alls und gleichzeitige Missachtung jedweden Individuums als eines verschwindenden minimalen Bruchteils des Ganzen. Diese Grundgegebenheiten des indischen Denkens wirken sich auch in den formalen Disziplinen, in der Logik und Mathematik und auch in der Sprachstruktur und Kunst aus. —

J. Geffcken, Geisteskämpfe im Griechentum der Kaiserzeit. S. 23. Grosse Gedanken treten im philosophischen Schaffen der beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderte nicht hervor. Aber trotz alles Hellenismus, trotz der asiatischen Kulte finden wir doch in der Hauptsache das alte echte Griechentum wieder, jenes Leben im geistigen Dasein, jenen Trieb zum Religiösen und auf der anderen Seite, als eine Art von Ersatz für den Mangel an echter, vorwärtsstürmender Wissenschaft, das rationelle Denken. Sind diese Werte auch nicht neu, so gilt ihnen doch eine Hingabe, so lebt doch eine Intensität der Betrachtung, dass Plotins Erscheinung fast wie eine Belohnung für den Eifer erscheint, mit dem diese Menschen sich um die höchsten Fragen und in ihrer Weise um ihr Seelenheil bemühen. Auch der literarische Kampf des Christentums und Hellenentums gehören in das geistige Bild der Zeit, da es sich, obwohl der Streit um eine orientalische Religion geht, um echt griechisch ausgefochtene Kämpfe handelt. —

H. Lüthje, Christian Wolffs Philosophiebegriff. S. 39. Wolff bezeichnet die Philosophie als die Wissenschaft von den möglichen Dingen als solchen. Man kann den Sinn dieser Definition folgendermaßen umschreiben: Philosophie ist die Wissenschaft von den Gründen und Bedingungen der Existenz, der Beschaffenheit und der Veränderungen des erfahrungsmässig Möglichen. Die Wolffsche Philosophie stellt sich uns dar als undogmatische, alles umfassende, systematische, beweisende, erklärende Wissenschaft, als ein System von Wahrheiten, in dem alles, was möglich ist, seine Erklärung findet, oder, in eine kurze Formel zusammengefasst: sie ist nach „demonstrativer Gewissheit“ ringende Welterklärung. —

C. Siegel, Kants Antinomienlehre im Lichte der Inaugural-Dissertation. S. 67. Die Betrachtung der Antinomienlehre im Lichte der Inaugural-Dissertation führt zu einer erhöhten Klarheit für das Verständnis des Antinomienkapitels, wie es in der Kritik der reinen Vernunft vorliegt. Es lassen sich so auch tiefere Einblicke tun in die bei den entscheidenden Wendungen auf der geistigen Bahn Kants wirksamen Kräfte, vor allem auch in die allmähliche Entwicklung des Ding-an-sich-Begriffes. Wo Kant auf dem Höhepunkte seiner kritischen Philosophie steht, ist aus der intelligiblen Welt eine bloß praktisch geforderte, rein logische Betrachtungsweise der einzig existierenden Welt der Erfahrung geworden. —

H. Schulte,

Eine unbekannte Predigt Fichtes. S. 87. Es handelt sich um den Schluss einer Predigt, die wahrscheinlich zur Zeit der Ausarbeitung der Wissenschaftslehre im Grossen Münster in Zürich gehalten worden ist. Dieser Predigtschluss ist ein wichtiges Zeugnis für die zweite Züricher Zeit Fichtes und kann als rednerischer, künstlerischer Höhepunkt in einer Ausdrucksreihe angesehen werden, deren erste Glieder sich in den frühen Briefen an seine Braut Johanna Rahn finden und deren spätere die Jenenser Vorlesungen bieten. Der Text wird mitgeteilt. — **E. Färber, Hegels Philosophie der Chemie. S. 90.** Hegel ist als Naturphilosoph einer der kühnsten, weil prinzipiellsten, und ist doch zugleich an der Achtung vor dem Tatsächlichen orientiert. Der Chemismus stellt nach seiner Auffassung eine Zwischenstufe zwischen dem Mechanischen und Organischen dar und muss sich als eine Stufe der Tätigkeit des Geistes durch den Geist erkennen lassen. Auch das Einzelne muss sich als Einzelnes dieses Allgemeinen erweisen lassen. Bei dem Bemühen um diese Aufgabe verfällt Hegel jener Kläglichkeit, die er selbst treffend schildert: „je reiner der Begriff selbst ist, zu einer desto alberneren Vorstellung sinkt er herab, wenn sein Inhalt nicht als Begriff, sondern als Vorstellung ist . . .“ — **W. Del Negro, Zum Wahrheitsproblem. S. 115.** Ehe man feststellen kann, wie weit sich unser Erkennen erstreckt, muss man fragen, was Erkenntnis, was Wahrheit überhaupt ist. Die naive Auffassung von der Wahrheit als der Uebereinstimmung des Urteils mit der Wirklichkeit, die Evidenztheorie, der Intuitionismus, sowie die relativistisch-skeptischen Richtungen können diese Frage nicht befriedigend beantworten. Es bleibt aber noch der Konventionalismus übrig, der die ersten Voraussetzungen aller Erkenntnis konventionell definiert, also für die erste Grundlegung der Erkenntnis dasselbe tut, wie es hinsichtlich der axiomatischen Voraussetzungen der Geometrie seit der Aufstellung widerspruchsfreier nichteuklidischer Systeme zu geschehen pflegt. Dabei gilt die Regel, dass man vom vorgefundenen begrifflichen Material nicht unnötig abweichen darf. Sobald sich dabei anfangs nicht bemerkte Konflikte aus dem Widerspruchssatz ergeben, ist die Wahrheitsdefinition zu verbessern, indem das Schlechtere durch ein Besseres ersetzt wird. — **R. Kynast, Zur Synthesis in der reinen Logik. S. 135.** Während die Gegenstandslogik nicht ohne Gegebenheiten auskommt, ist die reine Logik frei von Gegebenheiten. Das ganze System ihrer Urteile lässt sich aus dem Wahrheitsbegriff, ja aus jedem ihrer Begriffe ableiten. Diese logische Struktur unterscheidet sie von jeder anderen Wissenschaft. Nur weil die Gesetze der reinen Logik von aller Gegenständlichkeit frei sind, gelten sie für alle Gegenstände als notwendige Bedingung ihrer Bestimmbarkeit. — **F. Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft. S. 149.** Es soll der Gang dieser Erörterung folgender sein: „Zuerst will ich die bei Menschen überhaupt vorhandenen Willensrichtungen nach ihren wesentlichen Eigenschaften und Unterschieden in kurzem zer-

gliedern, sodann insbesondere die Beziehungen menschlicher Willen zu einander der Betrachtung unterwerfen, um aus diesen zwei grosse Gruppen herauszunehmen, deren eigentümliche Charaktere durch die hauptsächlichlichen Gebiete, in welchen sich die einzelnen Willensrichtungen ausgeprägt haben, verfolgt werden sollen. Hier werden dann die ursächlichen Verhältnisse, deren Feststellung das letzte Ziel ist, teils aus allgemeinen Gesetzen sich ergeben, teils durch besondere Untersuchungen wahrscheinlich gemacht werden.“ — **J. Somogyi, Die Philosophie Akos Paulers, ein neues ungarisches philosophisches System. S. 180.** Akos Pauler hat ein einheitliches, selbständiges System geschaffen, das in den wissenschaftlichen Kreisen Ungarns das grösste Interesse erregt, im Auslande aber noch kaum bekannt ist. Wir können dieses System objektiven Idealismus nennen. Es ist auf streng antisubjektivistischen Grundlagen aufgebaut und schaltet jedes subjektivistische Moment aus. Seine Grundidee ist die der zeitlosen, von jedem Denken unabhängigen, objektiven Wahrheit. Seine Forschungsmethode wird bestimmt durch das Aristotelische Prinzip der Unmöglichkeit eines regressus in infinitum. Ein Hauptmerkmal des Systems Paulers ist die Anwendung der reduktiven Methode, die von einer Gegebenheit ausgehend, nach den allgemeinen logischen Voraussetzungen forscht, deren Gültigkeit wir anerkennen müssen, damit wir die Gegebenheit für Wahres, Gutes, Schönes, oder für eine Tatsache halten können. Diese Methode wird in strenger Konsequenz in allen Zweigen, bei jedem Problem der Philosophie angewandt. Grösseren Einfluss haben auf Pauler ausgeübt Platon, Aristoteles, Leibniz, Kant und Bolzano. — Besprechungen 189 ff.